

Findelkinder – Götterkinder

Kindheit und Jugend in der Antike

Von dem römischen Konsul Aemilius Paulus erzählt Cicero folgendes:

Als er einstimmig vom Volk zum Feldherrn im Krieg gegen Perseus von Makedonien gewählt worden war, gaben ihm die Bürger das Ehrengelock nach Hause. Da sah Aemilius Paulus, dass seine kleine Tochter Tertia weinte. Er fragte sie liebevoll nach dem Grund ihres Kummers, und sie gab ihm unter Umarmungen und Küssen zur Antwort: "Weißt du denn nicht, Vater, dass unser Perseus gestorben ist?" Sie meinte ein Hündchen, das diesen Namen hatte. Der Vater zog sie noch fester an sich und sagte: "Mein Töchterchen, ich nehme diese Vorbedeutung gerne an."

Die Anekdote soll belegen, dass es Vorzeichen, Omina, gibt, die sich erfüllen: Aemilius Paulus errang den Sieg über König Perseus, 168 vor Christus. Wir glauben zwar auch noch an Vorzeichen, aber bemerkenswerter erscheint es uns, dass da ein Konsul und Feldherr, gerade auf dem Forum in ein verantwortungsvolles Amt berufen, von den angesehensten Römern nach Hause geleitet, sich als erstes um ein weinendes kleines Kind kümmert, noch dazu ein Mädchen. Und dieses Mädchen ist überzeugt, dass es seinen Vater, diesen wichtigen Mann, mit dem Kummer über ein Hündchen behelligen darf. Derselbe Aemilius Paulus saß nach seinem großen Sieg bedrückt und traurig unter den Feiernden, da sein Sohn vermisst war. Im Eifer des Gefechts hatte sich der Siebzehnjährige zu weit vorgewagt. Erst spät in der Nacht tauchte er wieder auf, und nun erst konnte sich sein Vater an seinem Sieg freuen. Als ein fürsorglicher Vater, der keineswegs alle persönlichen Gefühle ausschaltet, passt er so gar nicht zu dem Bild, das in den Geschichtsbüchern vom römischen *pater familias*, dem Familienoberhaupt, gezeichnet wird. Seit der frühen Rechtsaufzeichnung im Zwölftafelgesetz ist er unumschränkter Herr über Leben und Tod seiner ganzen Familie, Frau, Kinder und Sklaven. Römische Konsuln und Feldherrn, wie Lucius Brutus, vollstreckten das Todesurteil an ihren eigenen Söhnen, als diese sich schuldig gemacht hatten. Besonders einschneidend war der Akt der väterlichen Anerkennung, die *confessio patris*. Der Vater ließ sich von der Hebamme das neugeborene Kind reichen und erkannte es damit als das seine an. Doch er hatte auch das Recht, Säuglinge nicht anzuerkennen, die dann ausgesetzt wurden. Dieses Los traf nicht nur missgebildete oder schwächliche: Kindsaussetzung war, vor allem bei den ärmeren Schichten, ein übliches Mittel der Geburtenbeschränkung. Es waren oft Töchter betroffen, wenn es schon mehrere Mädchen gab, denn diese brauchten später eine Mitgift, was nicht nur die Armen stark belastete – in manchen Weltgegenden bis heute ein Problem. Die abgelegenen Plätze in Rom, an denen Kinder ausgesetzt wurden, waren bekannt. Mancher und manche nahmen aus Mitleid dort ein Kind mit; Frauen, die vergebens auf Nachwuchs warteten, oder die ihr Kind bei der Geburt verloren hatten, konnten hier das Schicksal korrigieren. Andere verschafften sich billige Arbeitskräfte, für alle möglichen Gewerbe, bis hin zum Bordell.

Der Brauch der Kindsaussetzung war auch in Griechenland üblich; aus Mythos und Literatur sind vor allem Fälle bekannt, wo die Eltern das Kind wegen eines bösen Omens bei der Geburt ausgesetzt hatten. So hatte Laios, der König von Theben, das Orakel erhalten, sein Sohn werde ihn töten. Daraufhin ließ er das Neugeborene von einem Hirten in den Bergen aussetzen, mit durchbohrten Fersen, wovon das Kind den Namen Ödipus, Schwellfuß, erhielt. Das Orakel ging bekanntlich dennoch in Erfüllung. Ein anderes Königspaar konnte es nicht übers Herz bringen, seinen neugeborenen Sohn auszusetzen, obwohl die Mutter geträumt hatte, sie werde eine alles verzehrende Fackel zur Welt bringen. Das Kind war Paris, der durch den Raub der schönen Helena den Trojanischen Krieg heraufbeschwor und damit seine Vaterstadt vernichtete. Wenn heimliche oder unerlaubte Beziehungen Folgen gehabt hatten, wurden die Kinder auch vielfach ausgesetzt. Hier waren im Mythos oft die Götter schuld, die ehrbare Jungfrauen in Bedrängnis brachten. So geschieht es der römischen Priesterin Rhea Silvia, die beim Wasserholen an der Quelle vom Gott

Mars überwältigt wird und die Frucht dieser Begegnung, ihre Zwillinge Romulus und Remus, aussetzt. Die Kleinen werden von einer Wölfin gesäugt und dann von einem Hirten aufgenommen – die Wölfin wurde zum Wappentier Roms. Andere Götter bringen mit ihrer Liebesleidenschaft Ehen in Gefahr: Kreusa, die Gattin eines vornehmen Atheners, setzt Apollons Sproß aus. Der junge Ion wächst als Tempeldiener im Heiligtum von Delphi auf, und es kommt nach mancherlei Verwicklungen zu einer Erkennungsszene mit der Mutter, die wegen ihrer Kinderlosigkeit zum Orakel von Delphi gereist ist. Die Priesterin Apollons weist das Körbchen vor, in dem sie das Kind einst gefunden hat und das die Mutter wieder erkennt. Solche Erkennungszeichen, auch Tücher und Schmuckstücke, spielen eine Rolle in der Komödie, wo sich Findelkinder oft als Personen von Stande oder gar als Familienmitglieder entpuppen und so ein Happy end ermöglichen: ein fruchtbares Motiv, bis hin zu "Figaros Hochzeit".

Auch im antiken Roman spielten Findelkinder eine Rolle. Bei Longos sind gleich beide Hauptfiguren ausgesetzt, von einer Ziege und einem Schaf gesäugt und dann von Hirten aufgenommen worden: Daphnis und Chloe. Eine originelle Variante hat sich Heliodor einfallen lassen. In Äthiopien, im Sudan, hat eine Königin ein ganz hellhäutiges Mädchen zur Welt gebracht. Sie setzt es aus, da sie sicher ist, ihr Mann werde an einen Ehebruch glauben. In das Tuch, in das sie das Kind wickelt, steckt sie aber ein, wie es wirklich war: Sie hat während des ehelichen Beisammenseins auf ein Gemälde in ihrem Schlafzimmer geblickt. Da war die griechische Sagenheldin Andromeda abgebildet, unbekleidet und von heller Hautfarbe. Das Kind wird gefunden, von einem Priester nach Delphi mitgenommen und Charikleia genannt. Nach höchst abenteuerlichen Verwicklungen gelangt das Mädchen nach Äthiopien zurück. Sie soll am Königshof den Göttern geopfert werden, kann aber ihre Erkennungszeichen vorweisen, und mit Hilfe der Götter nimmt alles ein gutes Ende.

Doch zurück nach Rom: Was geschah mit dem Kind, nachdem es der Vater anerkannt und damit seine Existenz gesichert hatte? Man dankte den Geburtsgöttinnen und hing dem Kind die *bulla* um, eine Art Amulett, das vor Schaden, wie dem "bösen Blick", schützen sollte. Gestillt wurde das Kind entweder von der Mutter selbst, oder man nahm eine Amme. Die Gründe für diesen Brauch, der auch bei uns lange Zeit üblich war, scheinen vielfältig gewesen zu sein: Oft hatte die Mutter nicht genügend Milch, vor allem bei häufigen Schwangerschaften, oder sie litt am Kindbettfieber. Von den römischen Damen der Kaiserzeit sagte man, sie vermieden das Stillen, da es ihre Bequemlichkeit und Freizügigkeit einschränkte oder ihrer Figur schade. Da die Stillzeit oft bis zu zwei Jahren betrug, war manche Frau wohl auch schon erneut schwanger. Die Ammen kamen meist aus dem Sklavenstand, doch auch frei geborene Frauen übernahmen diese Aufgabe als Broterwerb, sowohl in Griechenland wie in Rom. In der Antike wie in der Neuzeit werden Ammen zwar oft erwähnt, aber man erfährt nie etwas über den eigenen Säugling der Frau. Wurde dieses Kind ausgesetzt, von Verwandten aufgezogen, oder war es einfach nicht der Erwähnung wert? Die Ammen blieben meist als Kinderfrauen in den Familien und wurden zu wichtigen Vertrauenspersonen der Kinder. Wir finden sie in der Literatur, man denke an Eurykleia, die treue Amme des Odysseus. Aber auch Inschriften auf Gräbern bezeugen, wie dankbar man des "Mütterchens" gedachte. Reliefs zeigen Ammen in trauernder Haltung mit ihrem früh verstorbenen Zögling. Der Amme fiel auch die Pflege des Säuglings zu, für die es genaue ärztliche Anweisungen gab. So sollte das Baby in angenehm temperiertem Wasser gebadet, von Kopf bis Fuß mit Öl eingerieben, massiert und frottiert werden. Dann kam das Dehnen und Strecken der Gliedmaßen, bevor das ganze Körperchen in handbreite Binden gewickelt wurde. Diese "Ganzeinwindelung" sollte zu geraden Gliedern verhelfen. Auch bei uns versprach man sich etwas davon, die Wickelkinder straff einzupacken, woran der Spruch erinnert: "Du bist wohl schief gewickelt!" Der römische Schriftsteller Plinius der Ältere bedauert die kleinen Kinder:

"Nicht nur, dass sie so hilflos sind wie kein Junges in der Natur, sie sind auch noch mit Binden eingeschnürt und an allen Gliedern gefesselt, was man keinem Tier antut. Da liegt das arme Würmchen nun und kann von sich aus nichts als weinen! Und wie lange dauert es, bis es selbst essen, gehen, sprechen kann. Der Mensch hat bei solchen Anfängen wahrhaftig keinen Grund, sich zu stolz als die Krone der Schöpfung zu fühlen."

Mit 40 Tagen lächelt das Kind zum ersten Mal; es hat die erste kritische Phase überstanden. Nur Götterkinder lächeln gleich nach der Geburt ihre Mutter an. In seinem berühmten Gedicht, der vierten Ekloge, kündigt Vergil im Jahr 40 vor Christus die Geburt eines geheimnisvollen Kindes an, das Frieden und Heil für die Menschheit bringen soll. Er spricht das in seiner Phantasie gerade geborene Kind an:

"Auf denn, Knabe, du kleiner, erkenne mit Lachen die Mutter! – Wer nicht anlachte die Mutter, Nimmer würdigt ein Gott ihn des Mahls, eine Göttin des Lagers."

Jahrhunderte lang ging man der Frage nach: Wer ist das Kind? Ein Sohn des Konsuls Pollio, der sich um die Verhinderung des Bürgerkriegs verdient gemacht hatte, der erwartete Sproß Octavians, des künftigen Augustus? Oder doch eher eine Symbolgestalt für den ersehnten Frieden, ein Symbol des Goldenen Zeitalters? Die Christen wussten es später ganz genau: Die Geburt Jesu Christi, des Gottessohnes, war hier vorausgesagt worden – und so wurde der heidnische Dichter Vergil durch sein "göttliches Kind" zum Propheten des Christentums.

Die "alltäglichen" Kleinkinder, die sich mit dem Lächeln Zeit ließen, bekamen nach ihrer Entwöhnung Milch mit Wasser vermischt. Es war Ziegenmilch, die man für nahrhafter und bekömmlicher als Kuhmilch hielt.

Trotz aller guten Pflege überlebten viele Kinder die ersten Lebenswochen nicht; oft starb die Mutter am Kindbettfieber, und der Säugling folgte ihr nach, wie Ciceros geliebte Tochter Tullia und ihr Söhnchen. Auch die üblichen Kinderkrankheiten fanden viele Opfer. Die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit verfälscht die Statistiken der Lebenserwartung: Wer etwa das fünfte Jahr überstanden hatte, konnte durchaus damit rechnen, 60 Jahre oder älter zu werden. Die Sterblichkeitsrate wurde meist wettgemacht durch die hohe Kinderzahl – sechs oder mehr Kinder waren durchaus üblich. Doch die häufigen Seuchen, oder das "Fieber", also Infektionskrankheiten aller Art, wüteten gerade unter den kleinen Kindern besonders. Es gab in Rom einen Altar einer "Göttin des Verwaistseins", Orbona, an dem Eltern, die ihre Kinder verloren hatten, trauerten und um neuen Nachwuchs baten.

Die unbeschwerte Kindheit dauerte bis zum siebten Jahr, dann kam das Kind in die Schule. Vorher war es, in Griechenland wie in Rom, unter der Obhut der Mutter und Amme, es konnte spielen, bekam Geschichten vorgelesen, etwa Tierfabeln, und es nahm an den Feiertagsveranstaltungen zu Ehren der Götter teil. In Athen gab es ein ausgelassenes Frühlingsfest, bei dem die Männer Wein aus großen Kannen tranken. Mit drei Jahren durften die Kinder mitgehen, sie bekamen eigene kleine Kännchen und etwas Wein, mit Wasser vermischt, und trugen Blumenkränze, wie die Erwachsenen. Auch Spiele gab es; auf Vasenbildern sehen wir kleine Mädchen auf der Schaukel, Kinder mit dem Kreisel oder dem Reifen, ein Kleiner zieht sein noch kleineres Brüderchen auf einem Wägelchen oder reitet auf dem Steckenpferd. Und auf dem Markt konnte man Spielzeug kaufen, Tongeschirr im Kleinformat, Tierfiguren, Würfel und Steine für Brettspiele.

Gliederpuppen schlenkerten mit Armen und Beinen, wenn man an einer Schnur zog, oder sie schlugen Klappern zusammen, wie Tänzerinnen ihre Kastagnetten. Solche Dinge hat man in Gräbern gefunden, neben den Vasenbildern und Grabreliefs unsere Hauptquelle für das Kinderleben in der Antike und gleichzeitig ein Beweis für die emotionale Bindung in der Familie. Kinder und Tiere gehörten vielfach zusammen; Figürchen kleiner Hunde im Format eines Spitzes findet man in Gräbern, auch in unseren Breiten, und rührend sind die Grabreliefs mit kleinen Mädchen und einem Hündchen daneben, das sein Pfötchen hebt, als wolle es seine Herrin ins Leben zurückrufen. Auch mit Vögeln sind Kinder dargestellt, Mädchen mit Taube oder Steinhuhn. Diese Tiere waren der Göttin Aphrodite beziehungsweise Venus heilig; die Eltern wollten damit ihre Trauer ausdrücken, dass das kleine Mädchen nicht das Heiratsalter erreicht hatte.

Ein rührendes Zeugnis solcher Trauer ist der Brief des griechischen Schriftstellers Plutarch aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Während seiner Abwesenheit war seine zweijährige Tochter Timoxena gestorben, und er schreibt einen Trostbrief an seine Gattin:

"Wir dürfen in unserer Trauer das Maß nicht überschreiten. Freilich weiß ich sehr wohl, wie groß der Verlust ist, der uns getroffen hat. Und ich weiß auch, wie für dich die Geburt des Töchterchens die Erfüllung deiner Wünsche war – nach vier Söhnen – und für mich der Anlass, ihr deinen Namen zu geben, und wie sie unser besonderer Liebling wurde. Unsere Liebe zu Kindern von solch zartem Alter ist ja ein eigenes, intensives Gefühl, weil die Freude an ihnen ganz rein ist und ungetrübt von jeglichem Ärger und Tadel. Unser Töchterchen hatte zudem von Natur aus ein wunderbar heiteres und sanftes Wesen, und ihre Art, Zuneigung zu erwidern und lieb und gefällig zu sein – das machte Freude und ließ zugleich ein liebenswertes Menschenkind erkennen. Wenn du traurig bist, weil unsere Tochter ohne Heirat und Kinder dahingegangen ist, so bedenke, dass sie an einen Ort gelangt ist, wo es keine Trauer gibt – daher müssen wir *sie* nicht betrauern. Solche Jungverstorbenen sind hinübergegangen zu einem besseren Los, den Göttern nahe, an einen schöneren Ort."

Neben solchen Beispielen emotionaler Beziehungen gibt es in der Antike jedoch auch ganz andere Zeugnisse. In Karthago opferte man bisweilen kleine Kinder einer Gottheit, deren Name, "Oberster Herr", die Bibel mit "Moloch" wiedergibt. Was uns, und auch schon der Antike, als Akt extremer Grausamkeit erscheint, war eine verzweifelte Maßnahme in Katastrophenzeiten, wie Dürren und Hungersnöten. Man wollte den offenbar zürnenden Gott gnädig stimmen, indem man ihm das Beste schenkte, was man besaß.

Manches Befremden erregten auch die rauen Erziehungsmaximen im alten Sparta. "Spartanisch" bezeichnet heute noch einen äußerst einfachen, bedürfnislosen Lebensstil, und dieser war das Erziehungsideal Spartas. Inmitten einer feindlichen Umwelt konnten die Spartaner nur überleben, wenn sie ihre militärische Vormachtstellung bewahrten. Diese war auf die schwere Infanterie gegründet, die Phalanx, bei der man in eng geschlossener Reihe kämpfte. Wer seinen Platz nicht einhielt, gefährdete die Kameraden. Es waren also keine heroischen Einzelkämpfer mehr gefragt, die sich zum eigenen Ruhm hervortaten, wie bei Homer, sondern Kämpfer mit "Teamgeist". Das prägte auch die Erziehung, deren Grundsätze dem legendären Gesetzgeber Lykurg zugeschrieben wurden. Kinder sollten sich von klein auf als Mitglieder der Kriegergemeinschaft fühlen. Um kräftigen, gesunden Nachwuchs zu bekommen, wählte man geeignete Männer und Frauen aus, der Anfang einer Eugenik. Über die Pflege der Kleinkinder heißt es in Plutarchs Lebensbeschreibung des Lykurg:

"Die Art, wie die Kleinkinder gewartet wurden, verriet viele Kunst und Sorgfalt. Die Ammen zogen sie auf, ohne Windeln zu gebrauchen, und gaben so dem ganzen Gliederbau etwas Freies und Ungezwungenes. Sie gewöhnten die Kinder daran, mit jeder Speise vorlieb zu nehmen und nicht wählerisch zu sein. Auch sahen sie darauf, dass sie im Dunkeln und alleingelassen ohne Furcht blieben und bewahrten sie vor Unart und Eigenwillen und dem damit verbundenen ständigen Weinen. Deshalb besorgten sich auch manche Ausländer für ihre Kinder Ammen aus Sparta."

Schon früh wurden die spartanischen Kinder im Spiel- und Sportunterricht gestählt. Mit zwölf Jahren verließen die Jungen ihr Elternhaus und bezogen eine "Jugendkaserne". Dort standen sie, in Altersgruppen eingeteilt, unter der Aufsicht älterer Jungen, die ihre Forderung nach Unterordnung und unbedingtem Gehorsam mit der Prügelstrafe durchsetzen durften. Für ihr Schlafquartier mussten sich die Jungen selbst Binsen vom Flussufer ausreißen, und sie schliefen auch im Winter ohne Decken, ja ohne Untergewand. Zur Ertüchtigung dienten auch gegenseitige Kämpfe sowie Raubzüge in die Umgegend, bei denen die Jungen ihr Geschick im Kundschaften und sogar im Stehlen von Lebensmitteln beweisen sollten. Ein Brauch hat noch bis in die Römerzeit teils Anerkennung, teils Kopfschütteln ausgelöst. Auf dem Altar der Artemis Orthia brachte man Käse dar, der dort aufgehäuft liegen blieb. Den sollten die spartanischen Jungen stehlen; wer sich aber dabei ertappen ließ, wurde gnadenlos ausgepeitscht. Offenbar war dies ein in die Vorzeit zurückgehender Ritus der Initiation, der Einweihung in die Erwachsenenrolle, die ja im Kämpfen und im Ertragen von Verwundungen bestand. Xenophon, ein Bewunderer Spartas, kommt in seiner Schrift über die Verfassung der Spartaner hier etwas in Erklärungsnot:

"Da könnte ja nun einer sagen, wenn dein gepriesener Lykurg das Stehlen als etwas Gutes hingestellt hat, warum lässt er dann dem, der dabei ertappt wird, Schläge verabreichen? - Ich meine dazu, die Ertappten bekommen Schläge von den Aufsehern, weil sie eben schlecht und ungeschickt gestohlen haben. Auf jeden Fall wollte Lykurg damit klarmachen, dass einer, der kurze Zeit Schmerzen leidet, sich dann lange Zeit seines Ruhmes erfreuen kann."

Wenn man es überstanden hat, hat man sich also mannhaft bewährt. Freilich bestand dieses Ritual der Knabenweihe auch noch, als Sparta längst kein mächtiger Militärstaat mehr war, sondern eine unbedeutende Provinzstadt. Es heißt, noch in der Römerzeit habe man den Käsediebstahl und vor allem das Auspeitschen, sogar mit Todesfällen, als Spektakel für sensationslüsterne Touristen aufgeführt.

Mit der Einführung in die Männerrolle war auch die Bindung des Heranwachsenden an einen Älteren verbunden, der ihm als Führer und Förderer zur Seite stand. Er führte den Jungen in die gesellschaftlichen Traditionen, die kultischen Rituale und vor allem ins Kriegshandwerk ein. Der Jüngere war der Page oder Schildknappe des älteren, erfahrenen Mannes. Die Bindung schloss auch die so genannte Knabenliebe ein, die sexuelle Hingabe des Jüngeren an den Älteren; die Einführung in die Erwachsenenrolle erfolgte also durch das eigene Geschlecht. Diese Sitte stammt aus archaischen Stammesgesellschaften mit strikter Geschlechtertrennung; sie stellte aber im Griechenland der klassischen Zeit noch eine gesellschaftliche Institution dar. Die Beziehung begann mit der Pubertät und endete mit dem 18. Jahr, in dem der junge Heranwachsende in die Bürgerliste eingetragen wurde und seinen Militärdienst antrat.

Die Frauen und Mädchen Spartas wurden nicht so hart in die Kur genommen wie die Jungen; doch erfreuten sie sich einer, für uns heute freilich zweifelhaften Gleichberechtigung. Um gesunde, kräftige Kinder zu gebären, sollten die Mädchen abgehärtet und keineswegs weiblich verzärtelt sein. Es gab für sie sportliche Wettkämpfe, mit Gymnastik, Laufen, Speer- und Diskuswerfen. Die sportlichen Mädchen Spartas waren auch bei den Wettkämpfen der Jungen dabei, sie tanzten und sangen und feuerten die Wettkämpfer an oder verspotteten die Verlierer. Dabei traten sie leichtgeschürzt auf – was ihnen von den Athenern, die ihre jungen Mädchen im Haus eingeschlossen hielten, den Spitznamen "die Schenkelzeigerinnen" einbrachte. Der unbefangene Umgang der Geschlechter in der Jugend setzte sich auch bei der Gattenwahl und Heirat fort. Zwar gab es keine völlige Frauen- und Kindergemeinschaft, doch war der Gesetzgeber Lykurg der Ansicht, da die Kinder nicht den Eltern, sondern dem Staat gehörten, sollten sie auch von den Besten aus der Bürgerschaft erzeugt und geboren werden. Daher könne ein älterer Mann seine jüngere Frau auch einem tüchtigen Mann ihres Alters zuführen und das Kind dann als das seine annehmen. Allerdings wurde ein gegenseitiges Einvernehmen vorausgesetzt.

Auch Platon ist in der *Politeia*, dem Werk über seinen Idealstaat, für Eugenik: Die besten Männer müssen den besten Frauen beiwohnen, die kräftigen Kinder werden aufgezogen, die schwachen soll man sterben lassen. Durchaus fortschrittlich vertritt er die prinzipielle Gleichheit der Geschlechter und fordert dementsprechend die gleiche Erziehung für Jungen und Mädchen. Frauen und Männer sollen auch gleichberechtigt dem Stand der Wächter im Staat angehören und adäquate Aufgaben übernehmen. Daraus zieht Platon freilich folgende Konsequenz:

"Diese Frauen müssen allen diesen Männern gemeinsam angehören, keine darf mit einem allein beisammen sein, und ebenso sind die Kinder gemeinsam; weder kennt der Vater sein Kind noch das Kind seinen Vater."

Darüber werde es wohl Streit geben, meint der Gesprächspartner ganz zu Recht. Platons Schüler Aristoteles kritisierte den Gedanken der Kindergemeinschaft: Wer würde sich denn bei einer solchen Massenaufzucht intensiv um ein einzelnes fremdes Kind kümmern? Recht hat er, doch wurden immer wieder derartige Versuche gemacht, um den Nachwuchs für den Staat zu vereinnahmen.

Aber war denn die Familienerziehung in Platons Heimatstadt Athen so viel besser? Leider wissen wir zu wenig vom alltäglichen Familienleben; in der Literatur, im Theater aber haben wir es mit

Problemfällen zu tun, denn brave Durchschnittseltern mit entsprechenden Kindern wären ja zu langweilig – was bis heute gilt. Obwohl der griechische Familienvater, wie in Rom, höchste Autorität genoss, erleben wir auf der Bühne oft einen "Generationenkonflikt". In der Komödie versucht der strenge Vater vergebens, dem verschwenderischen Treiben seines Sohnes Einhalt zu gebieten; mit Hilfe eines pffiffigen Sklaven führt der Sprössling den Vater an der Nase herum. Und er muss sich noch sagen lassen: "Stell dich nicht an, Alter, du stehst ja eh' schon mit einem Fuß im Grab, und dann gehört alles mir!" - Das ist die Jugend von heute – die modernen Einflüsse - kann man denn mit häuslicher Erziehung überhaupt noch etwas bewirken?

Einen ungebrochenen Erziehungsoptimismus legt Plutarch an den Tag, der als Grieche im römischen Kaiserreich lebend philosophische Einsicht mit gesundem Menschenverstand vereinte. Er vertritt erstaunlich moderne Ansichten für seine Zeit. So wagt er es, an einer Institution zu rütteln, die durch geistige Autoritäten wie Platon sanktioniert war: die schon erwähnte Knabenliebe. Ihre Verfechter sagten, mit Frauen gäbe es keinen geistigen Austausch, und die Ehe sei eine bloße Zweckgemeinschaft zur Erzeugung von Nachwuchs. Das stimmt überhaupt nicht, sagt Plutarch, die Frau ist sehr wohl fähig zu einer auf seelische Verschmelzung gerichteten Partnerschaft. Und die Ehe ist ein auf persönliche Achtung und Sympathie gegründeter Bund von Mann und Frau, in dem die Erotik ihren Platz findet. Dieser Bund ist höher einzuschätzen als der zwischen einem älteren und einem jüngeren Partner, denn er ist auf Dauer angelegt, von zwei Erwachsenen, die beide gleichermaßen ihre Gefühle einbringen. Die Knabenliebe hat sich überlebt – sie ist ein Relikt früherer gesellschaftlicher Verhältnisse. Erzieherische Gefühle und Vorbildfunktion, was da immer an der Knabenliebe gepriesen wird – das sollen die Männer ihren Kindern gegenüber beweisen! Immer wieder ermahnt Plutarch gerade die Väter, sich um ihre Kinder zu kümmern.

Tadel verdienen die Väter, die ihre Kinder Erziehern und Lehrern übergeben, ohne auch nur ein einziges Mal dem Unterricht beizuwohnen und ihn mit Auge und Ohr zu überprüfen. Sie lassen damit ihre Elternpflicht völlig außer Acht, denn sie dürfen sich nicht blind auf Leute verlassen, die sie bezahlen. Und diese werden gewiss auch mehr Aufmerksamkeit den Kindern gegenüber an den Tag legen, wenn sie immer wieder über ihre Arbeit Rechenschaft ablegen müssen.

Das ist meine Überzeugung: Kinder bringt man zum erfolgreichen Lernen nur mit Lob und vernünftigem Zureden, aber bei Gott nicht durch Schläge und schlechte Behandlung. Dadurch werden sie nur verstockt und sträuben sich gegen das Lernen. Mit Lob und Tadel erreicht man weitaus mehr als mit Gewalt; das eine ermuntert die Kinder zum Guten, das andere hält sie vom Bösen zurück. Eltern sollten ihren Kindern weder durch übertriebene Lobsprüche Flausen in den Kopf setzen und sie zu sehr verwöhnen. Noch sollen sie sie aber durch ihren Ehrgeiz erdrücken. Im Bestreben, ihren Kindern möglichst schnell überall den ersten Platz zu verschaffen, lassen manche Eltern ihre Kinder so übermäßig viel Lernstoff durcharbeiten, dass sie alle Lust verlieren und erschöpft aufgeben. Durch ihren Misserfolg bedrückt, gehen sie nur ungern überhaupt wieder ans Lernen. Pflanzen werden durch maßvolles Gießen zum Wachsen gebracht, durch zuviel Wasser aber ersäuft. So wachsen auch die Geisteskräfte durch angemessene Aufgaben; mit übertriebenen Anforderungen aber ertränkt man sie. Man muss den Kindern beim Lernen auch Erholungspausen einräumen und bedenken, dass unser ganzes Leben geteilt ist zwischen Anspannung und Entspannung. Das sieht man nicht nur bei Mensch und Tier, sondern auch bei leblosen Dingen. Denn Bogen und Leier werden entspannt, damit man sie später wieder spannen kann. Durch den Wechsel von Arbeit und Erholung bleibt der Geist lebendig. Und zum Schluss noch eines: Ich möchte nicht, dass die Väter ihre Kinder immer hart und streng behandeln. Sie sollten sich bei so manchen Fehlern der jungen Leute auch mitunter nachgiebig zeigen und sich erinnern, dass sie selbst auch einmal jung waren!